

Besprechungen

Andrea Sommer-Mathis/Daniela Franke/Rudi Rissatti (Hg.): Spettacolo barocco! Triumph des Theaters, Petersberg: Michael Imhof Verlag 2016, 344 S., 414 Farbabb., ISBN: 978-3-7319-0347-5.

Das Buch *Spettacolo barocco! Triumph des Theaters* erschien anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Theatermuseum und enthält neben dem Ausstellungskatalog 18 wissenschaftliche Aufsätze, welche die einzelnen Schwerpunkte der Schau vertiefen und darüber hinaus thematisch verwandte Bereiche behandeln. Unter den AutorInnen befinden sich namhafte Experten und Expertinnen auf dem Gebiet der barocken Festkultur. In ihren Texten gingen einige der AutorInnen auf ausgestellte Objekte ein, was zu Querverbindungen zwischen den Beiträgen und zur Abbildung zahlreicher Exponate im Textteil führte.

Die Beiträge wurden nach folgenden von den HerausgeberInnen nur grob umrissenen Themenbereichen gegliedert: Grundlagen zu Theater, Oper und Fest im Barock; Entwicklung und Vorbildwirkung der italienischen Festkultur vom 16. bis zum 18. Jahrhundert; höfische Repräsentationsformen am barocken Wiener Kaiserhof; Rezeption des Barocktheaters.

Den Anfang macht Erika Fischer-Lichte, die zu Beginn ihres Aufsatzes *Theater als Affektmaschine* die enorme affektive Wirkung der barocken Bühnenmaschinerie auf die ZuschauerInnen anhand zeitgenössischer Berichte verdeutlicht. Es folgen kurz gehaltene theoretische Überlegungen, die davon ausgehen, dass die Reaktionen des Publikums zu jenen Elementen gehören, welche in ihrer Gesamtheit die Aufführung konstituierten. Auch stellt die Autorin Spekulationen über das barocke Kulissensystem an, das sie aufgrund von dessen Fähigkeit zur schnellen Verwandlung des Theaterraums in den Kontext des damals beliebten Vanitas-Themas einbettet. Leider fehlen sowohl dabei als auch in den Bemerkungen zu den Licht- und Lauteffekten Fußnoten, die auf etwaige themenbezogene Aussagen zeitgenössischer Theatertheoretiker oder zumindest auf weiterführende Literatur verwiesen hätten.

Sparsam mit Fußnoten geht auch Silke Leopold in ihrem Beitrag *Über die Schwierigkeiten, Barockoper zu rekonstruieren* um. In ihrer gewohnt klaren und gemeinverständlichen Sprache befasst sich Leopold mit der Problematik der überlieferten Partituren, Libretti und Szenenstiche, die alle nur ein unvollständiges Bild von dem liefern, was dem Publikum damals tatsächlich geboten wurde. Bei der historisch getreuen Inszenierung von Barockopern sieht sie vor allem bei der Darstellungskunst der SängerInnen ein Problem, da sich aus Bildquellen kaum Bewegungsabläufe rekonstruieren lassen. Nach einem Zitat aus Pier Francesco Tosis einflussreichen Gesangsschule *Opinioni de' cantori antichi, e moderni* (Bologna 1723), das belegt, dass Tosi den Operngesang als eine Art intensivierter Konversation verstand, weist Leopold als mögliche Problemlösung auf die vielen barocken Handbücher über Rhetorik hin, die auch Anleitungen zur richtigen Mimik und Gestik während eines Vortrags geben.

Reinhard Strohm liefert in seinem Aufsatz *Barockes Musik-(Wort-Bild-)Theater* einen Überblick über die Geschichte der barocken Oper, wobei er sich auf die Musik konzentriert, in der er den signifikantesten Bestandteil dieser Gattung sieht. Die Errungenschaft des generalbassbegleiteten Rezitativs ist seines Erachtens das entscheidende Moment der frühen Oper. Damit wurden, so Strohm, gesungene Dialoge zwischen AkteurInnen erstmals möglich. Nach dieser Behauptung, die angesichts der seit dem Mittelalter in der Liturgie praktizierten Passionen in Dialogform nicht ganz zutrifft, erörtert der Autor die Funktion des Prologs, die Typisierung von Rezitativ und Arie sowie die Frage nach der Auswahl der Sujets. Im Schlussteil seiner Besprechung liegt der Schwerpunkt auf der habsburgischen Opernwelt, die er am Beispiel des 1723 aufgeführten Werks *Costanza e Fortezza* genauer unter die Lupe nimmt.

In seinem mit Zitaten bekannter Philosophen gespickten Essay *Festarchitektur und das Ephemere* reflektiert Werner Oechslin über die Flüchtigkeit des Festes und den Drang, im Moment gelebte Ereignisse in der Erinnerung festzuhalten, wie sich dies z.B. in

bebilderten Festbeschreibungen oder in der seit dem 18. Jahrhundert gestellten Forderung nach Bauten für Festlichkeiten im öffentlichen Raum zeigt.

Wolfgang Greiseneggers Text *Die Entwicklung von Bühnenbau und Kulissentechnik vom 16. zum 18. Jahrhundert* ist, wie der Titel schon andeutet, eine reine Überblicksdarstellung, die italienische Erfindungen und deren Einfluss auf die Wiener Festkultur thematisiert. Ebenso handelt es sich bei den Texten von Maria Alberti (*Fest und Theater im Italien des Ancien Régime*) und M A Katritzky (*Die Ikonografie der Commedia dell'arte bis 1750*) um historische Abrisse mit chronologischem Aufbau. Letztere erweist sich zwar als gute Kennerin der Ikonographie der Commedia dell'arte, jedoch scheint sie es mit der Geschichte dieser Theaterform nicht immer so genau zu nehmen. Es unterläuft ihr ein Fehler, wenn sie unter Berufung auf Otto G. Schindler behauptet, dass die von Andrea d'Orso geleitete Theatertruppe ihr in Paris entwickeltes Repertoire nach Wien brachte. Liest man Schindlers Publikationen zu diesem Thema aufmerksam, so erfährt man, dass sich d'Orsos Truppe nie in Paris befand und deren Mitglied Domenico Biancolelli erst nach seinem Wiener Gastspiel nach Paris ging.

In seiner gut recherchierten Studie *Barocke Feste und ihre Bildquellen* demonstriert Friedrich Polleroß, wie Druckgraphiken in den politischen Auseinandersetzungen der Zeit als Mittel der Propaganda eingesetzt wurden, und macht klar, dass diese als historische Dokumentationen der Ereignisse, die sie darstellen, mit Vorsicht zu genießen sind, da ihre Produktion oft schon im Voraus oder erst geraume Zeit nach dem Ereignis erfolgte. Bei der Auswahl der Beispiele schöpft Polleroß aus seiner Privatsammlung an Druckgraphiken, aus der auch einige Stücke als Leihgaben in der Ausstellung zu sehen sind.

Der Mittelteil des Buches wird von Beiträgen beherrscht, die sich mit der Festkultur am Wiener Hof beschäftigen, einer Thematik, die in Übereinstimmung mit der Ausstellung den Schwerpunkt der gesamten Publikation bildet. Thomas Leibnitz (*Die Musik der Kaiser im Spiegel der Wiener Hofmusikkapelle*) und Herbert Seifert (*Oratorien, Sepolcri und Ordenstheater in Österreich*) liefern zwar einen guten Überblick über die von ihnen behandelten Themen, gehen aber über den letzten Stand der Forschung nicht hinaus. Neue Forschungsergebnisse enthält

hingegen Cigdem Özels Beitrag *Inszenierte Eucharistieförmigkeit unter Kaiser Leopold I.*, in der die Autorin Melchior Küssels gestochene Bilderbibel (Augsburg 1679) als Vorlage für einige Entwürfe des kaiserlichen Bühnenbildners und Theaterarchitekten Lodovico Ottavio Burnacini und zwei seiner Zeichnungen als Entwürfe für Bühnenbilder von Sepolcri nachweisen kann.

Burnacini ist auch Gegenstand der Abhandlung *Theatralik auf Schnee und Eis. Burnacini und die Schlitten des 16. und 17. Jahrhunderts* von Monica Kurzel-Runtscheiner, die erstmals aufzeigt, dass Burnacini bei seinen fantasievollen Entwürfen für Rennschlitten offenbar auf Zeichnungen seines Vorgängers Giuseppe Arcimboldo aus dem 16. Jahrhundert zurückgriff und diese weiterentwickelte. Mit Burnacinis' Nachfolgern, die der Familie Galli Bibiena angehörten, setzt sich Martina Frank auseinander (*Skizzen, Zeichnungen und Druckgrafiken als Quellen für die Wiener Tätigkeit der Galli Bibiena*). Das Hauptaugenmerk ihrer ertragreichen Untersuchung liegt auf dem bisher in der Forschung nur wenig beachteten *Sketchbook* in der Houghton Library der Universität Harvard, einer der wichtigsten Quellen für die Tätigkeit der Werkstatt der Galli Bibiena in Wien.

Wissenschaftlich gut fundiert sind die Aufsätze von Andrea Sommer-Mathis (*Das Wiener Theatralfest „Angelica vincitrice d'Alcina“ im europäischen Kontext*), Karin Fenböck (*Ballett als höfische Repräsentationsform unter Kaiser Karl VI.*) und Rudi Risatti (*Es erschien „Ihre kaiserliche Majestät Selbsten“. Der habit à la romaine und die Inszenierung des Selbst*). Während Sommer-Mathis ein Einzelergebnis inhaltlich und formal in seinen europäischen Kontext einbettet, und Fenböck die Rolle einer theatralen Kunstform im Konkurrenzkampf zwischen dem Wiener und französischen Hof zu Beginn des 18. Jahrhunderts diskutiert, zeichnet Risatti zunächst die historische Entwicklung von Maske und Bühnenkostüm von der Antike bis zur Barockzeit nach, um abschließend anhand von Festkostümen dreier absolutistischer Herrscher die Strategien ihrer Selbstdarstellung darzulegen.

Abgerundet wird das Buch von zwei Aufsätzen, die die Rezeption des Barocktheaters aus zwei unterschiedlichen Perspektiven beleuchten. Zunächst skizziert Daniela Franke die Geschichte des Guckkastens und

Perspektivtheaters, die beide Anleihen bei Themen und Szenenbildern aus verschiedenen Barockopern machten (*Von der großen Bühne in den kleinen Kasten. Guckkastenbilder und Perspektivtheater im 18. Jahrhundert*). Dann stellt Alexandra Steiner-Strauss den Sammler und Begründer der Theatersammlung der Österreichischen Nationalbibliothek Joseph Gregor vor, womit sie für einen würdigen Abschluss der wissenschaftlichen Katalogbeiträge sorgt (*Joseph Gregor und die Barockrezeption der 1920er und 1930er Jahre*).

Auch wenn mehrere der Beiträge keine neuen Erkenntnisse oder Hypothesen bringen, so bewegen sie sich doch alle auf einem sehr hohen wissenschaftlichen Niveau. Ihren Zweck als Begleitpublikationen erfüllen sie vollauf. Durch sie erfahren Katalog und Ausstellung eine große inhaltliche Bereicherung.

Marko Deisinger (Wien)

Silvia Federici: Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation. Aus dem Englischen übersetzt von Max Henning, herausgegeben von Martin Birkner, Wien: Mandelbaum, 2. Aufl. 2014, 315 S., ISBN 978-3-85476-615-5.

Mit dem vorliegenden Buch hat in den letzten Jahren ein Werk verlegerische Erfolge gefeiert, das die Ergebnisse langjähriger, an (und gegen) die Arbeiten von Marx und Foucault geschulter sowie feministisch orientierter Forschung präsentiert; mehrfach übersetzt liegt es in seiner deutschen Fassung mittlerweile schon in der dritten Auflage vor (Grundlage der Rezension ist die zweite Auflage). Rezipiert wurde *Caliban und die Hexe* allerdings bislang vorwiegend in politikwissenschaftlichen und aktivistischen Zusammenhängen, während es doch auch die Aufmerksamkeit der geschichtswissenschaftlichen Fachwelt verdient hätte. Die Autorin – emeritierte Professorin für politische Philosophie und internationale Politik sowie politische Aktivistin – wagt sich darin an eine Synthese, die die Entstehung des Kapitalismus in ihrer Beziehung zur Herausbildung neuzeitlicher Geschlechterverhältnisse behandelt. Kapitalismus war nach Federici „nicht die einzig mögliche Reaktion auf die Krise der Feudalmacht“, sondern das Ergebnis einer „Konterrevolution“ (S. 26) gegen die

sozialen Bewegungen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, die sich nicht zuletzt des Instrumentariums der Hexenverfolgung zur Durchsetzung ihrer Macht bediente. Die Hexenjagd war sowohl in Europa als auch in den amerikanischen Kolonien eine bewusste Strategie zur Brechung des kollektiven Widerstands sowie zur Spaltung der Bevölkerung und gemäß Federicis grundlegender These „für die Entwicklung des Kapitalismus ebenso bedeutend [...] wie die Kolonisierung und die Enteignung der europäischen Bauern“ (S. 14). Es handelte sich nicht um ein Rückzugsgefecht der feudalen Welt, sondern um einen „Angriff auf den Widerstand der Frauen gegen die Ausbreitung kapitalistischer Verhältnisse [...], und ein Angriff auf die Macht, die Frauen durch ihre Sexualität, ihre Kontrolle über die Reproduktion und ihre Heilfähigkeit erlangt hatten“ (S. 209).

Der erste Abschnitt des Werks entwirft ein Bild von den sozialen Bewegungen am Ausgang des Mittelalters; die verschiedenen häretischen Gruppierungen mit ihrem internationalen Unterstützungsnetzwerk, ihren Schulen und Verstecken gelten Federici als „erste ‚proletarische Internationale‘“ (S. 41), deren Auftreten gemeinsam mit der Pest zu einem Überfluss an Land, zu verstärkter Freizügigkeit der bäuerlichen Bevölkerung und zum Niedergang der Leibeigenschaft führte, geradezu – hier folgt die Autorin Fernand Braudel – ein goldenes Zeitalter des europäischen Proletariats einläutete. Diese Entwicklung barg in sich die Möglichkeit einer egalitären Gesellschaft, wobei sich Federici hier explizit auf die Forschungen Peter Blickles zum „Kommunalismus“ beruft; die dagegen einsetzende Reaktion bediente sich unter anderem einer Sexualpolitik, die den Klassenantagonismus in einen Geschlechterantagonismus wandelte und jüngeren Männern als Ersatz für das durch die *enclosures* geraubte Land die Körper vor allem proletarischer Frauen versprach, damit sich erstere sowohl deren Sexualität – Gruppenvergewaltigungen und Prostitution wurden obrigkeitlich teils toleriert, teils gefördert – als deren Arbeitskraft aneignen konnten. Diese „Herabsetzung der Frauen im Übergang zum Kapitalismus“ (S. 75) wird im darauf folgenden Kapitel an verschiedenerlei Beispielen belegt: Frauen wurden von der Lohnarbeit in die Reproduktionssphäre zurückgedrängt und verloren bereits erworbene wirtschaftliche Rechte, wobei die Behandlung des Themas der aufsässigen Frau in der Literatur – unter

anderem wird Shakespeares *Der Widerspenstigen Zähmung* angeführt – dazu die Begleitmusik spielte. Zeitgleich wurden in den Kolonien an den SklavInnen neue Methoden der Kontrolle von Arbeit ausgetestet, die im Anschluss nach Europa importiert wurden, des Weiteren verfolgten die Kolonialbehörden eine Politik der Spaltung, die mittels Propagierung von Rassismus zur Absicht hatte, jegliche Solidarisierung zwischen weißer und indigener Bevölkerung zu verhindern.

Die Autorin unterstreicht auch den Anteil der entstehenden modernen Wissenschaften an der von ihr konstatierten, zum Kapitalismus führenden Konterrevolution: Hexerei und Magie verführten aus Perspektive der Obrigkeit die enteignete Bevölkerung zum Müßiggang, da sie Reichtümer ohne Arbeit versprachen; dem rationalen Weltverständnis der Naturwissenschaften kam somit auch die Aufgabe zu, die Bereitschaft zur Lohnarbeit zu befördern. Wenn Edmond Halley Clubs organisierte, um nachzuweisen, dass das Auftreten von Kometen vorhersagbar sei, geschah dies auch, um den Volksglauben zu bekämpfen, Kometen würden soziale Unruhen prophezeien. Federici geht dabei nicht so weit – wie vor ihr Carolyn Merchant – zu behaupten, dass moderne Wissenschaft, Rationalismus und Mechanizismus Ursache der Hexenverfolgungen seien, betont aber auch, dass deren Ende nicht Folge der Verbreitung einer aufgeklärten Weltsicht war, sondern, dass dies erst gekommen war, als die herrschende Klasse sich ihrer Macht sicher war; der Staatsapparat hatte die Verfolgung begonnen und beendete sie auch.

Die Thesen von *Caliban und die Hexe* sind weitreichend, setzen bewusste Anachronismen ein und scheuen sich nicht davor, Analogien zur Gegenwart zu ziehen; es wäre wünschenswert, dass sie von der Forschung nicht leichtfertig mit allzu beckmesserischen Hinweisen auf widersprechende Detailbefunde in der einen oder anderen Mikroregion oder auf vermeintliche oder tatsächliche Überholtheit durch neuere Forschung abgewehrt werden. Stattdessen verdienen sie, produktiv aufgegriffen zu werden, noch dazu, wo auch Federici nicht den Anspruch erhebt, endgültige Antworten zu liefern, sondern weitere Forschung für nötig hält.

Anton Tantner (Wien)

Thomas Kübler/Jörg Oberste (Hg.): Das achte und neunte Stadtbuch Dresdens (1535–1598), bearbeitet von Mandy Ettelt und Sandra Knieb, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2015, ISBN: 978-3-86583-95967, 858 Seiten, 16 Farbabbildungen, € 55.

Quelleneditionen sind zweifellos nützlich. Sie ermöglichen einem erweiterten Kreis an Interessierten die Lektüre von Texten, die sonst nur jenen zugänglich wären, die erstens von den Texten wissen, die zweitens das entsprechende Archiv besuchen können und drittens über die nötigen sprachlichen und paläographischen Kenntnisse verfügen. Zudem dienen Editionen der Schonung von Archivalien, die durch allzu häufiges Durchblättern und oftmalige Umlagerungen Schaden nehmen könnten. Denn liegt eine Edition vor, muss das Original nur noch ausnahmsweise konsultiert werden. Diese oder ähnliche, durchaus nachvollziehbare Grundgedanken dürften auch das vorliegende Werk motiviert haben: die Herausgabe des achten und neunten Dresdner Stadtbuchs. Es handelt sich dabei um die Fortsetzung einer vierbändigen Edition der ältesten Stadtbücher Dresdens und Altdresdens (1404–1535). Die beiden hier vorgelegten Stadtbücher, transkribiert nach den *Richtlinien für die Edition mittelalterlicher Amtsbücher* von Walter Heinemeyer (Marburg 2000), dokumentieren verschiedene Rechtshandlungen – Verträge, Erbkäufe, Schiedssprüche, kurfürstliche Weisungen, Nachlässe, Verzichte, Schuldanerkenntnisse, Vereinbarungen über Grundstückssachen, Ratsbeschlüsse, Nachbarschaftsregelungen, geschworene Urfrieden. Das achte Stadtbuch (1535–1557) wird auch als „Kontraktbuch“, das neunte (1557–1598) als „Ratsbuch“ bezeichnet.

Den edierten Quellentexten der beiden Bücher vorangestellt sind jeweils kurze deskriptive Charakteristiken, verfasst von den Bearbeiterinnen. Mandy Ettelt, zum Zeitpunkt des Erscheinens freie Mitarbeiterin im Stadtarchiv Dresden, zeichnet für die Transkription und kritische Edition des achten Stadtbuchs verantwortlich. Sie beschreibt das Manuskript quantitativ: das Buch umfasst 370 Folien, 340 davon auf der Vorder- und Rückseite beschrieben. Im Zeitraum von 22 Jahren identifizierte sie 353 Einträge von neun unterschiedlichen Schreiberhänden. Am Ende des Buches befindet sich ein Namensregister, welches alleine 26 Seiten einnimmt.

Zwar skizziert sie auch die Art der Einträge kurz, mit qualitativen Aussagen bleibt sie insgesamt aber eher zurückhaltend. Sandra Knieb, zum Zeitpunkt des Erscheinens freie Mitarbeiterin an der Universität Trier und Bearbeiterin des neunten Stadtbuchs, notiert für dieses 462 Folio-Papiere mit 379 Einträgen über den Zeitraum von 41 Jahren. Vier Schreiberhände des neunten Stadtbuchs kann sie identifizieren, etwa fünf weitere Handschriften sind festzustellen, aber nicht zuordenbar. Während das achte Stadtbuch äußerlich eher einfach gestaltet ist und auch noch nicht restauriert wurde, zeigt sich das neunte repräsentativer: ein dekorativer Einband, Messingkanten, sauber geschriebene Einträge und ausgestaltete Kopftexte. Sandra Knieb schließt daraus, dass dieses Buch vorwiegend als Nachschlagewerk diente. Sie führt auch inhaltliche Veränderungen an: So finden sich mit der Ausdifferenzierung des Kanzleiwesens ab den späten 1560er-Jahren fast nur noch Käufe, Verkäufe oder Schuldenvereinbarungen im Stadtbuch. Das erklärt sich unter anderem daraus, dass Bauangelegenheiten ab 1569 in einem eigenen Buch verzeichnet wurden. Ab der Mitte des Jahrhunderts, so Knieb, finden sich die Rechtsgeschäfte von Adeligen und Beschäftigten des Wettiner Hofes vermehrt im Stadtbuch und zeugen von den gesellschaftlichen und politischen Veränderungen in Dresden. An dieser Stelle hätte die Rezensentin gern mehr erfahren. Überhaupt wäre eine beispielsweise an alltags-, kultur- oder rechtshistorischen Fragestellungen interessierte Auswertung der wiedergegebenen Quellen und eine Einbettung in die historischen Kontexte eine Bereicherung des vorliegenden Werks gewesen. Denn inhaltlich hat die Quellenedition neben eher spröden zivilrechtlichen Angelegenheiten auch kriminalitätshistorisch Interessantes zu bieten: So etwa Eintrag 181 des achten Stadtbuchs vom 14. Oktober 1553, der im Kopfstich lapidar lautet: *Jacob Steinert schwört Urfrieden*. Berichtet wird, dass Jacob Steinert, inhaftiert wegen einer Messerattacke gegen seine Ehefrau, nach Fürsprache seiner Frau, beider Familien, der Schützen-gesellschaft, des Handwerks der Leinweber und nach abgelegtem Schwur, sich nicht für die Haft zu rächen, ohne weitere Bestrafung entlassen wurde. Oder Eintrag 96 des neunten Stadtbuchs vom 24. April 1562: *Hans Hesse schwört Urfrieden*. Hier erfahren wir aus dem Quellentext, dass der wegen sodomitischer Handlungen inhaftierte Hans Hesse nach Fürsprache

durch seine Verwandtschaft und sein – nicht näher bezeichnetes – Handwerk, kniend vor dem sitzenden Rat den Urfriede-Schwur ablegte und damit ohne weitere Bestrafung davon kam. Beide Einträge nehmen Bezug auf Delikte, die gemäß der *Carolina* von 1532 mit der Todesstrafe bedroht waren, aber wesentlich milder bestraft wurden. Hier zeigt sich Potenzial zum Weiterforschen oder zumindest für eine Bezugnahme auf die Forschungsliteratur.

Inhaltlich auffällig erscheint der – derzeit an einem Forschungsprojekt zu Eheverfahren beteiligten – Rezensentin auch, dass sich unter den vielen verzeichneten Zivilangelegenheiten kaum Heiratskontrakte finden (z.B. Eintrag 47 im neunten Stadtbuch, *Ehevertrag zwischen Mattis Grafe und Margaretha Scheiter*). Überhaupt kommen Rechtshandlungen unter Eheleuten selten vor (etwa Eintrag 149 im achten Stadtbuch, *Hans Baumgarten bestätigt den Empfang einer Geldsumme von seiner Ehefrau Margaretha*, oder Eintrag 15 im neunten Stadtbuch, *Gertrud Sittig verkauft ihrem Ehemann Bartel Schnerer ihr Haus und ihren Hof*). Schlossen Eheleute in Dresden während des 16. Jahrhunderts nur selten Verträge ab oder wurden diese schlicht in anderen Büchern festgehalten?

Potenzial für empirische Konkretisierung und analytische Vertiefung hätte auch die im Vorwort von Jörg Oberste und Thomas Kübler angerissene Behauptung, dass mit der „Einführung der Reformation im Jahr 1539 eine der wesentlichen Zäsuren der Dresdner und sächsischen Geschichte“ im achten Stadtbuch enthalten sei, die sich in zahlreichen detaillierten Informationen zur Bürgerschaft, zur Arbeit des Stadtrats, zum Verhältnis zum Landesherrn, etc. zeigen würden (S. 7).

So nachvollziehbar der Wunsch ist, eine Editionsreihe zu komplettieren und Quellen auf diese Art zugänglich zu machen, es ist schade, dass den Bearbeiterinnen nicht mehr Raum für Kontextualisierungen und Auswertungen gegeben wurde. Mandy Ettelt und Sandra Knieb hätten aufgrund der intensiven Beschäftigung mit den Stadtbüchern im Zuge der Transkription und Edition sicher die eine oder andere spannende Fragestellung in Form eines Aufsatzes behandeln können. Aus Platzgründen wurde wohl kaum darauf verzichtet, denn was würden ein paar Seiten mehr bei 1,72 kg Buch schon ausmachen? Das sich über 64 Buchseiten erstreckende Orts- und

Personenregister deutet ebenfalls darauf hin, dass dafür noch Platz gewesen wäre. Ein solches Register mag für die Dresdner Stadtgeschichtsforschung hilfreich sein, könnte aber – wie die Edition insgesamt – digital durchsuchbar wahrscheinlich größeren Nutzen erbringen. Nicht nur für diese Edition stellt sich also wieder einmal die Frage: Wie zeitgemäß ist es, Quellen (ohne hinreichende Kontextualisierung) als behäbiges Buch zu publizieren?

Susanne Hehenberger (Wien)

Joseph Ettinger: Kurze Geschichte der ersten Einwanderung oberösterreichischer evangelischer Glaubensbrüder nach Siebenbürgen. Herausgegeben, kommentiert und mit einer historischen Einordnung versehen von Mathias Beer, Hermannstadt/Bonn: Schiller Verlag, 2015, 197 S., ISBN 978-3944529653.

Die Deportationen von Protestanten und Protestantinnen aus Oberösterreich, Kärnten und der Steiermark, die während des 18. Jahrhunderts stattfanden und im Jargon der Zeit *Transmigrationen* genannt wurden, haben die Forschung in immer neuen Anläufen beschäftigt. Schon von Zeitgenossen wurden Aktenstücke (vor allem aus dem Umkreis des Corpus Evangelicorum) ediert und evangelische Kirchenhistoriker nahmen bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf diese Zwangsmaßnahmen Bezug, um mit ihnen einen Teil der rigorosen habsburgischen Religionspolitik vor dem Toleranzpatent zu illustrieren. Eine in einem engeren Sinne wissenschaftliche Interpretation der Quellen setzte in den 1870er Jahren ein und hat seither einige wichtige Studien zur Vorgeschichte, zum Ablauf und zum Erfolg bzw. Misserfolg der Transmigrationen inspiriert.

Mit dem hier zu besprechenden Band wird eine Art *missing link* in diese Forschungstradition eingebracht: ein zwar oft in Literaturlisten angeführter, aber dennoch sehr dürftig rezipierter Text, der erstmals 1835 veröffentlicht wurde. Sein Verfasser, der evangelische Pfarrer Joseph Ettinger, hat ihn aus Anlass des hundertsten Jahrestages der Ankunft des ersten Menschentransportes in Siebenbürgen zuerst als Predigt konzipiert und kurz danach (leicht überarbeitet) für eine regionale Leserschaft publiziert.

Er enthält die erste umfassendere Darstellung der Transmigration, mit allen Irrtümern, die jedoch für eine derart frühe und auf wenig Vorstudien aufbauen könnende Schrift wohl unvermeidlich waren.

Ettingers Interesse war – und das macht seine *Kurze Geschichte* zu einer Pionierarbeit – jedenfalls bereits zu diesem frühen Zeitpunkt auf eine Gesamtgeschichte gerichtet, die genau genommen bis heute fehlt: von der Analyse der religiösen Zustände in den oberösterreichischen Herkunftsregionen der Transmigranten und Transmigrantinnen über die Bedingungen ihrer Verschickung bis zu den genaueren Umständen ihrer Ankunft und Aufnahme in den Zielorten reicht das Spektrum des kurzen Textes. Auch Archivbestände wurden von Ettinger in die Darstellung eingearbeitet und einige dieser Quellen publizierte er (wenn auch mit geringer transkriptorischer Akkuratess) in einem Anhang.

Der wohl interessanteste Aspekt der Ettingerschen Darstellung betrifft das Verhältnis der zwangsweisen Neuzuwanderer aus den österreichischen Erblanden zu den seit dem Mittelalter ansässigen Siebenbürger Sachsen: Eine Integration war 1835, also immerhin drei bis vier Generationen nach den Transmigrationen, noch immer nicht abgeschlossen (aus dem weiteren Verlauf der Geschichte wissen wir, dass historisch begründete Differenzen in einigen Fragen bis weit in das 20. Jahrhundert hinein fortbestanden). Aufnahme in die Familien- und Sozialstrukturen der Etablierten war für die neu Hinzugekommenen alles andere als einfach.

Neben seiner Rolle als Hobbyhistoriker war Ettinger aber auch ein eifriger (und bisweilen auch eifernder) Seelsorger: seine *Kurze Geschichte* ist auch das Loblied auf einen Exodus, dessen letztlich erlösendes Grundmuster für den Autor in der Bibel vorgezeichnet scheint. Ganz gegen die historische Wahrheit arbeitet Ettinger hier an einem narrativen Konstrukt, wonach unter weiser habsburgischer Führung und Planung die Transmigranten aus der Finsternis der katholischen Erblande in das Licht der siebenbürgischen Freiheit geführt worden seien.

Mathias Beer, selbst Autor einiger bedeutender Beiträge zur Erforschung der Transmigration, hat sich dem Ettingerschen Text mit großer Sorgfalt angenähert und dabei einen ungewöhnlichen Schritt gesetzt: Die Ausgabe von 1835 wird nämlich – komplett faksimiliert – einem Transkript gegenübergestellt,

das nicht nur das Schriftbild in ein heute übliches verwandelt, sondern auch den Text selbst (scho-nungsvoll) modernisiert. Dadurch wird das doppelte Anliegen des Buches unterstrichen, sowohl Fachhistorikerinnen und Fachhistoriker als auch interessierte Laien ansprechen zu wollen. In einem von Beer verfassten, ebenso sachkundigen wie konzisen Essay wird im letzten Drittel dieser Neuausgabe die Biographie Ettingers, die Entstehungsgeschichte seiner Schrift und ihre Bedeutung für die Erforschung der Transmigration vorbildlich kontextualisiert.

Stephan Steiner (Wien)

Lech Mróz: Roma-Gypsy Presence in the Polish-Lithuanian Commonwealth 15th–18th centuries, Budapest/New York: CEU Press, 2015, 322 S., ISBN 978-615-5053-51-1.

2001 veröffentlichte der Kulturanthropologe Lech Mróz mit seiner Monographie über "Zigeuner" (hier vom Rezensenten als Quellenbegriff verwendet) im frühneuzeitlichen polnisch-litauischen Staatenbund eine der bedeutendsten und beeindruckendsten Studien in diesem Forschungsfeld. Sie stützte sich fast ausschließlich auf Archivalien und war dadurch imstande, vollkommenes Neuland zu erschließen. Mit der nun mit einiger zeitlicher Verzögerung erfolgten Übersetzung des polnischen Originals ins Englische wird hoffentlich die Sprachenbarriere durchbrochen, die die Wahrnehmung dieses Bandes bislang selbst in Fachkreisen weitgehend verhindert hat.

Mróz' Arbeit besticht inhaltlich ebenso wie methodisch. Die Lebenswelten der Zigeunerinnen und Zigeuner im Nordosten Europas bieten selbst für Fachleute immer wieder überraschende und faszinierende Befunde. Die Forschung zur frühen Geschichte der Zigeuner in Europa, die oftmals die mittel-, west- und südosteuropäischen Verhältnisse als die einzig relevanten (weil breiter untersuchten) wahrnimmt, kann gerade an dem hier vorgelegten Material und an den in ihm dokumentierten, oft erheblichen Differenzen lernen.

Zu lernen ist aber auch von der methodischen Akribie und dem detektivischen Deutungswillen Mrózs, eines Autors, der es versteht, die Fülle seines Materials bis in die letzten Winkel auszuleuchten, ohne sich dabei

in unwesentlichen Details zu verlieren; eine Souveränität, die ihre Basis in einer mehr als fünfzigjährigen Beschäftigung mit dem Forschungsgegenstand hat. Hermeneutik und Quellenkritik vom Feinsten.

Mróz präsentiert sein Material chronologisch; früheste (umstrittene) Zeugnisse aus dem 14. Jahrhundert bilden den Auftakt, ersten (gesicherten) Spuren seit 1401 wird dann Dokument für Dokument nachgegangen. Wohlwollendes Verhalten der Obrigkeit läßt sich in den Akten ebenso auffinden wie maßlose behördliche Verfolgung. Diese Grundpositionen lassen sich jedoch nur schwerlich in eine eindeutige zeitliche Abfolge bringen: Es ist nämlich keineswegs so, dass die Mehrheitsbevölkerung im Lauf der Jahrhunderte ihr ursprüngliches Interesse, ihre Faszination und Gastfreundschaft in unbeschreibliche Verachtung und eskalierende Gewalt verwandelt hätte, vielmehr existieren beide Zugänge über große Zeiträume schlichtweg nebeneinander.

Waren die Zigeuner also Bestandteil der polnisch-litauischen Gesellschaft oder waren sie Ausgegrenzte? Derart über Grade der Integration zu befinden, fällt schwer, weil sich dahinter ein methodisches Problem verbirgt, auf das von Mróz mehrmals hingewiesen wird: Voll integrierte bzw. etablierte (meinetwegen auch assimilierte) Zigeuner, die tendenziell gleiche Chancen wie ihre Umgebung vorfanden, tauchen in den Akten zumeist sehr schnell nicht mehr als solche auf. Dann geben, wie auch im Falle Polen-Litauens, nur noch Nachnamen von seßhaften Stadtbürgern oder wohlhabenden Handelsleuten (wie etwa „Cyg-an“) einen vagen, aber wissenschaftlich nur schwer verwertbaren Hinweis auf ihre mögliche Abkunft.

Mróz schildert die Geschichte der Zigeuner in ihrer ganzen Vielschichtigkeit. Im Bewußtsein darüber, dass Inklusion und Exklusion nur selten in Reinform auftauchen, versucht er die vielen Grauzonen, Übergänge und Arrangements mit der gesellschaftlichen Realität sichtbar zu machen. Mróz' Monographie bietet aber auch einen Einblick in einige Besonderheiten, die die polnisch-litauische Situation prägen. Manches ungewöhnliche archivalische Material ist dabei dem reinen Zufall geschuldet, wie etwa die einzigartige Dokumentation der Wanderrouten einer Gruppe um einen gewissen Piotr Rotemberg, die in 25 Quellentexten aus 20 Jahren (und damit so umfassend wie nirgend sonst im 16. Jahrhundert) nachvollzogen werden kann. Ebenso einzigartig

ist, auf welche Art die Zigeuner mit einer offiziell anerkannten internen Gerichtsbarkeit ausgestattet wurden: „Zigeunerkönige“, erst aus den eigenen Reihen und dann aus den Kleinfunktionärsriegen der *gadže* (Nicht-Zigeuner) rekrutiert, übernahmen über eineinhalb Jahrhunderte das nicht immer einfache Geschäft, Streitbeilegung innerhalb der Gemeinschaft und effiziente Besteuerung unter einen Hut zu bringen.

Am Schluß jedes Kapitels liefert Mróz Faksimile derjenigen zentralen Dokumente, auf denen seine Argumentation beruht: Schön sind sie anzuschauen in ihrer Einmaligkeit und beeindruckend sind sie in ihrer Sprachen- und Formenvielfalt. Erstere wird auch im Text bewahrt, indem jedes direkte Zitat zwar in englischer Übersetzung erscheint, jedoch in einer Fußnote auch in seiner ursprünglichen, zumeist polnischen oder lateinischen Form wiedergegeben wird.

Stephan Steiner (Wien)

Elisabeth Natour: Die Debatte um ein Widerstandsrecht im frühen elisabethanischen England 1558–ca. 1587 (= Schriften zur Europäischen Rechts- und Verfassungsgeschichte 62), Berlin: Duncker & Humblot 2016, 497 S., ISBN 978-3-428-14707-6.

Wer dieses Buch zur Hand nimmt und erwartet, daraus eine Verbindung des Konzepts „Widerstandsrecht“ mit der politischen Entwicklung in England zur Zeit der Regierung Elisabeths I. ableiten zu können, wird enttäuscht sein. Es handelt sich vielmehr um die Analyse einer besonderen Quellenart zu den theoretischen Aspekten der Frage, ob ein Widerstandsrecht legitim ist und welche Voraussetzungen dazu gegeben sein müssen. Unterschieden wird dabei zwischen *Widerstandsrecht* als philosophisch-theologischer Gedankenansatz und *Widerstand* als politische Kategorie.

Die Quellen, die die Grundlage der Arbeit von Elisabeth Natour bilden, sind gedruckte Schriften, die sich mit der Frage befassen, unter welchen Voraussetzungen Untertanen ihren Herrscherinnen oder Herrschern nicht mehr zum Gehorsam verpflichtet sind. Die Besonderheit dieser Quellen zur Zeit Königin Elisabeths liegt darin, dass sich über den Weg dieser Traktate ein Diskurs entwickelte, da in den

meisten Fällen auch Repliken und Gegendarstellungen erschienen waren. Allesamt werden diese Schriften als „Kontroversliteratur“ bezeichnet und stehen in engem Zusammenhang mit der theologisch-politischen Situation im England dieser Zeit. Unter Heinrich VIII. löste sich England von der Anerkennung des Papstes als oberste Autorität in Kirchenfragen. Unter seinem Nachfolger Eduard VI. entwickelte sich ein am Calvinismus orientiertes Kirchenregime durch das *Book of Common Prayer* und andere Maßnahmen. Nach seinem frühen Tod kam seine Schwester Maria Tudor auf den Thron und verfolgte rigoros eine neuerliche Rekatholisierung des Landes. Ihr folgte schließlich Elisabeth I., die die anglikanische Kirche etablierte (Suprematsakte, Uniformitätsakte) und anstatt des Papstes das Oberhaupt der Kirche stellte. Diese Stichworte zum Hintergrund sind jedoch unvollständig, weil sie nur die gegensätzlichen Entwicklungen zwischen katholischen und protestantischen Strömungen behandeln. Es muss bedacht werden, darauf weist Elisabeth Natour hin, dass „die Protestanten“ keineswegs eine einheitliche Religionsgruppe darstellten. So gab es Gruppierungen, die mit der Reformation durch Elisabeth nicht zufrieden waren. Diese werden in der Forschung als Non-Konformisten, später als Puritaner bezeichnet, denen die Gemäßigten, die Konformisten, gegenüberstanden.

Wie Elisabeth Natour herausarbeitet, hatte jede dieser Gruppen durch ihre religiöse Ausrichtung andere Vorstellungen von einem Widerstandsrecht. Entscheidende Elemente bei den daraus resultierenden Debatten waren die „*clausula Petri*“ (Apg. 5, 29: Man muss Gott mehr gehorchen, als den Menschen), die Vorstellung, dass die Herrschenden durch Gott eingesetzt seien und schließlich die Frage des Verhältnisses der Herrschenden zum Papst als Stellvertreter Christi. Alle diese Überlegungen und unterschiedlichen Einschätzungen fanden in der behandelten Kontroversliteratur ihren Niederschlag.

Zu den Autoren der Traktate und den Verlagsorten bemerkt Natour, dass maßgebende Personen durch die wechselnden politischen Verhältnisse gezwungen waren, das Land zu verlassen. Es bildeten sich Exilgemeinden, wie zum Beispiel in Löwen für die Katholiken, in denen publiziert wurde. Die Erfahrungen der Emigration und Remigration sowohl der Katholiken wie der Protestanten hatten, so Natour, sicherlich

auch einen Einfluss auf die publizierten Texte.

Die Autorin hat diese Schriften analysiert und destilliert daraus die Gedankenwelt der elisabethanischen Regierungszeit in Hinblick auf die Frage des Widerstandsrechts. Systematisch wird die Regierungsperiode Elisabeths in drei Teilen behandelt. Jedem Abschnitt werden in einem einleitenden Kapitel der politikgeschichtliche Hintergrund und die Rahmenbedingungen der Meinungsäußerung vorausgestellt. Am Ende jeder der drei Perioden wird eine zusammenfassende Beurteilung vorgenommen. Innerhalb dieser Darstellungen werden die Quellen sehr detailliert behandelt und in sehr vielen Fällen durch Zitate vorgestellt. Ergänzend dazu wird ein umfangreicher Sachapparat beigelegt. Das Quellenverzeichnis umfasst 29 Seiten, weitere 28 Seiten werden der Literatur gewidmet. Ein Namens- und Ortsregister ist ebenfalls angeschlossen.

Es ist ein anspruchsvolles Buch, das in erste Linie unter den Spezialistinnen und Spezialisten sein Publikum finden wird.

Hansdieter Körbl (Wien)

Marianne Koos: Haut, Farbe und Medialität. Oberfläche im Werk von Jean-Étienne Liotard (1702–1789), Paderborn: Wilhelm Fink Verlag 2014, 440 S., ISBN 978-3-7705-5687-8.

Christopher Baker/William Hauptman/Mary Anne Stevens (Hg.): Jean-Etienne Liotard, Kat. Ausst. (Scottish National Gallery, Edinburgh 2015; Royal Academy, London 2015/6), London 2015, 224 S., ISBN: 978-1-907533-99-0.

Die Ausstellung zu Jean-Étienne Liotard (1702–1789), die unlängst in der Scottish National Gallery in Edinburgh und anschließend in der Royal Academy in London zu sehen war, kann gewiss als kleine Sensation betrachtet werden: Es war schließlich die erste monografische Schau, die diesem herausragenden Künstler in Großbritannien gewidmet war und sie bot die äußerst rare Gelegenheit, einen breiten Überblick über das Schaffen Liotards zu gewinnen. Die Pastelle, für die der Genfer Künstler vor allem berühmt ist, werden aufgrund ihrer Fragilität nur selten verliehen; große Ausstellungen sind daher kaum

zu organisieren. Umso beachtlicher die Leistung der Kuratoren Christopher Baker und William Hauptman sowie der Kuratorin Mary Anne Stevens, wenngleich ihre Schau vor allem durch britische Leihgaben beeindruckte und auf viele kontinentale Schlüsselwerke verzichten musste. So fiel das Amsterdamer Rijksmuseum ebenso als Leihgeber aus wie die Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, die neben einem herausragenden Selbstporträt mit dem *Schokoladenmädchen* über das zweifellos berühmteste Werk des Malers verfügen. Unterdessen sandte das Bundesmobiliendepot gleich drei Pastelle aus Wien (die Tochter Liotards aus Schloss Schönbrunn wurde gar zum Katalog-Covergirl), wohingegen Werke der Albertina und des Kunsthistorischen Museums (zu dessen Liotard-Bestand siehe zuletzt die von Gudrun Swoboda 2012 kuratierte Ausstellung¹) wohl aus konservatorischen Gründen fehlten.

Der Ausstellungskatalog umfasst neben knappen Katalognummern mehrere Aufsätze wie etwa zur Technik des Pastells (Neil Jeffares) oder zur Selbstvermarktung Liotards (Duncan Bull), wobei stets zu beobachten ist, dass vor allem deutschsprachige Forschungsbeiträge (möglicherweise aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse) weitgehend unbeachtet blieben. Während das maßstabsetzende Werkverzeichnis von Marcel Roethlisberger und Renée Loche² bzw. der Zeichnungskatalog von Anne de Herdt³ als primäre Referenzwerke dienten, wurden jüngere Interpretationsvorschläge oder methodische Neuansätze – etwa von Claudia Denk, Viktoria Schmidt-Linsenhoff oder Nina Trauth – ignoriert. Mehr Beachtung hätten auch die Publikationen von Marianne Koos (Université de Fribourg) verdient, die dem Genfer Künstler mehrere Aufsätze gewidmet hat; wie auch ihre Habilitationsschrift, die nun unter dem Titel *Haut, Farbe und Medialität* vorliegt.

Im Zentrum dieses Buches steht die Gestaltung und Inszenierung von Oberfläche im Werk Liotards. Wie Koos überzeugend darlegt, manifestiert sich gerade an dieser das kunsttheoretische Denken des Künstlers, der stets um ein makellos glattes und geschlossenes Erscheinungsbild seiner Werke bemüht war. In seinem 1781 veröffentlichten *Traité des principes et des règles de la peinture* wandte sich Liotard explizit gegen die Setzung von *touches* (kühne, frei sichtbare Pinselzüge), da diese die Gesichter der Porträtierten wie Pockennarben verunstalten würden. Eben an

dieser Metapher und der aus ihr resultierenden Engführung von Maloberfläche und Haut knüpft Koos an. Sie zeigt auf, dass Liotards Sprachbild (jenseits des rein kunstimmanenten Diskurses) der Sensibilisierung einer von Pockenepidemien heimgesuchten Gesellschaft für Fragen der Haut entspricht; dass Liotards Werke nicht nur Haut abbilden, sondern selbst Membran sind, einerseits da der bevorzugte Bildträger des Künstlers *vellum* aus Tierhaut gewonnen wurde, andererseits aber da Liotard selbst Papier durch rückseitige Bemalungen zu Häuten präparierte. Sie interpretiert die für Liotards Oeuvre so bedeutenden transkulturellen Maskeraden im Sinne einer „zweiten Haut“ und legt die Selbstdarstellungen des Malers als *peintre turc*, als geschichtete Identitäts-Konstruktionen offen. Die Wahrheitsauffassung des *peintre de la verité* – so ein weiterer Beiname des Künstlers – verschränkt Koos mit der Analogie zwischen dem Akt des Malens und dem des Schminkens (von Haut) und versteht in diesem Sinn Liotards Werk als „Malerei von ungeschminkter Wahrheit“ (S. 127).

Niemals verliert sich die Autorin hierbei in abstrakten theoretischen Spekulationen, vielmehr gehen ihre Überlegungen stets vom Werk aus oder werden an diesem veranschaulicht. So zählen auch die subtilen Bildanalysen – etwa die des *Selbstporträts lachend* (Genf) oder die des Bildnisses von François Trochin (Cleveland) – zu den Glanzpunkten dieser Studie, bei denen es der Autorin gelingt, alle zuvor (etwa aus Liotards *Traité*, aus kostümkundlichem Befund oder aus Reflexionen zur Materialität) gesponnenen Argumentationsfäden virtuos miteinander zu verknüpfen. Feine und genaue Beobachtungen am Objekt, die kunsttheoretische Verortung Liotards und die kulturgeschichtliche Kontextualisierung seines Werks fügen sich solcherart nahtlos zusammen.

Diese tiefgehende Analyse der Oberflächenkunst Liotards ist nicht nur geistreich und anregend, als kleine Kulturgeschichte des Bartes oder des Make-ups liest sie sich zudem äußerst vergnüglich. Ein besonderes Verdienst von Koos liegt insbesondere darin, dass ihre Studie das Werk Liotards nicht monografisch einengt, sondern (trotz oder gerade wegen seines selbstreferenziellen Charakters) für einen breiteren Diskurs jenseits der Disziplingrenzen öffnet.

Gernot Mayer (Wien)

Anmerkungen

- 1 Sabine Haag/Sylvia Ferino Pagden (Hg.): Jean Etienne Liotard (1702–1789), der Maler der Extreme. Ansichtssache #2, Kat. Ausst. (Kunsthistorisches Museum), Wien 2012.
- 2 Marcel Roethlisberger/Renée Loche: Liotard. Catalogue, Sources et Correspondance, 2 Bde, Doornspijk: Davaco 2008.
- 3 Anne de Herdt (Hg.): Dessins de Liotard: suivi du catalogue de l'œuvre dessiné, Kat. Ausst. (Musée d'art et d'histoire, Genf/Département des arts graphiques du Musée du Louvre, Paris), Paris 1992.

Bettina Braun/Katrin Keller/Matthias Schnettger (Hg.): Nur die Frau des Kaisers? Kaiserinnen in der Frühen Neuzeit (= Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 64), Wien: Böhlau 2016, 336 S., ISBN-10: 3205200853; ISBN-13: 978-3205200857.

Der vorliegende Band präsentiert die Referate einer Tagung, welche unter dem gleichen Titel im März 2014 in Wien stattfand. Damit wollen internationale HistorikerInnen eine Forschungslücke aufzeigen, die noch ein breites Feld für vertiefende Untersuchungen bietet. Der Schwerpunkt des vorliegenden Buches liegt zwar auf den jeweiligen Gemahlinnen verschiedener Kaiser aus dem Hause Habsburg, doch umfassen die Untersuchungen auch die – aus der „deutschen“ Familie Habsburg stammenden – Königinnen von Spanien. Explizit nicht eingeschlossen sind weibliche Familienmitglieder, die in der Frühen Neuzeit als Statthalterinnen fungierten und in Ausübung dieses Amtes eine Sonderstellung einnahmen. Einleitend weist Katrin Keller darauf hin, wie wenig Beachtung Kaiserinnen des Alten Reichs und der Frühen Neuzeit bisher in der deutschen Geschichtsforschung gefunden haben. Eine Ausnahme bildet hier natürlich „Kaiserin“ Maria Theresia. Im Gegensatz dazu standen englische oder französische Königinnen (bzw. Mätressen) in ihren Ländern durchaus im Mittelpunkt historischer Forschungen und Publikationen.

Noch im späten Mittelalter gab es Kaiserinnen, die als Regentinnen für ihre unmündigen Söhne eingesetzt wurden. Eine solche Aufgabe blieb den

frühneuzeitlichen Kaiserinnen – im Gegensatz zu den französischen Königinnen (z.B. für Louis XIII. bzw. XIV.) – verwehrt. Welche Handlungsfelder eine Kaiserin im Rahmen ihrer Möglichkeiten (Familienpolitik, Fürbitterin, Gestaltung von Netzwerken, Repräsentation, Religion, Politik) nützen konnte, hing von ihrer Persönlichkeit und verschiedenen Faktoren ab (Herkunftsfamilie, Beziehung zu ihrem Gemahl). Amalie Föβel gibt einen Überblick über die Handlungsräume und Strategien verschiedener Kaiserinnen im Spätmittelalter. Auch in dieser Zeit spielte das Einvernehmen zwischen den kaiserlichen EhepartnerInnen eine wichtige Rolle. „Grosso modo agierte das Kaiserpaar ‚im Team‘ und lässt sich als ‚Arbeitspaar‘ beschreiben“ (S. 32). Ihr Aufsatz verdeutlicht, wie sich die Ansprüche und Anforderungen an eine Kaiserin vom Spätmittelalter bis in die Frühe Neuzeit verändert haben.

Rubén González Cuerva beschäftigt sich (im einzigen englischsprachigen Beitrag) mit den spanischen Königinnen Anna, Margarete und Marianne. Er legt den Schwerpunkt auf die Frage, inwieweit sich diese in den komplexen *status quo* am spanischen Hof integrieren bzw. ihren eigenen Kreis von Höflingen halten konnten. Vor allem Königin Marianne hatte nach dem Tod von Philipp IV. politischen Einfluss als Regentin für ihren Sohn Carlos II., dem letzten Habsburger auf dem spanischen Thron. Weiters widmet sich der Autor den politischen und familiären Gründen für die enge Verflechtung zwischen beiden habsburgischen Linien in dieser Zeit.

Christina Lutter und Daniela Unterholzner widmen sich Bianca Maria Sforza, der zweiten und wenig bekannten Gemahlin von Kaiser Maximilian I. Daniela Unterholzner hat im Rahmen ihrer Dissertation (2015) über die Kaiserin, deren familiäres Umfeld und ihre Erziehung geforscht und damit wohl die Basis für diesen Artikel geschaffen. Diese ‚Kaiserin‘ – sie wurde zeitlebens als römische Königin bezeichnet, da sie nie zur Kaiserin gekrönt wurde – hatte bereits zu Lebzeiten einen schweren Stand im Vergleich mit ihrer Vorgängerin Maria von Burgund. In erster Linie wegen ihrer Mitgift und der Hoffnung auf das Herzogtum Mailand geheiratet, erwies sich die Ehe bald als wenig glücklich; man lebte überwiegend an getrennten Orten.

Die Gemahlin von Kaiser Matthias, Anna von Tirol, steht im Zentrum des Beitrags von Elena Taddei. Die

sehr fromme Prinzessin wuchs in einem humanistisch geprägten, tief religiösen, kulturell nach Italien ausgerichteten Umfeld auf. Die Quellen über ihren Einfluss und ihre Macht als Kaiserin sind, so Taddei, wenig aussagekräftig. Anlässlich der Kaiserkrönung von Matthias 1612 in Frankfurt bestand Anna auf einem eigenen Krönungsakt, was zahlreiche Probleme aufwarf. Ihre Krönung unterstrich einen Zugewinn an Ansehen und diente als Vorbild für spätere Kaiserinnenkrönungen. Im Testament verfügte Anna die Stiftung einer Kirche und eines Klosters für die Kapuziner in Wien. Im Kloster sollte eine Gruft als letzte Ruhestätte für sie und ihren Gemahl entstehen. In seiner Untersuchung der Kaiserinnen Eleonora d.Ä. und Eleonora d.J. aus dem Hause Gonzaga in einem gemeinsamen Kapitel legt Matthias Schnettger besonderes Augenmerk auf die Unterschiede der beiden Persönlichkeiten. Die Voraussetzungen dafür sind schwierig, da es bisher an umfassenden biographischen Arbeiten fehlt. Nur zu ihren künstlerischen Initiativen und kulturellen Einflüssen (wie Musik, Oper, Ballett) am Wiener Hof liegen einige Fachartikel vor. Trotzdem gelingt es dem Autor auf wenigen Seiten beide Kaiserinnen sehr differenziert vorzustellen. Kindheit, Brautwerbung, Ehe und gelebte Religiosität werden ebenso beleuchtet wie Krönung und politischer Einfluss, der sowohl auf ihre Herkunftsfamilie als auch am Wiener Hof ausgeübt wurde. Ihrem Einfluss ist es geschuldet, dass am Wiener Hof im 17. Jahrhundert die italienische Kultur und Sprache über viele Jahre vorherrschend war.

Mit Infantin María Ana, der ersten Gemahlin von Ferdinand III., befasst sich der Artikel von Andrea Sommer-Mathis. Sie bezeichnet diese Kaiserin gewissermaßen als „Stieftochter“ sowohl der spanischen als auch der deutschen historischen Forschung. Maria Anna spielte am Kaiserhof eine durchaus eigenständige Rolle und bildete mit ihrem Gemahl „ein nahezu ideales Ehe-, Amts- und Arbeitspaar“ (S. 143). Ferdinand III. betraute seine Gemahlin während seiner Abwesenheit mit Regierungsgeschäften oder übertrug ihr politische Aufgaben (S. 153). Allerdings gelang es ihr trotz einiger Versuche nicht, im Gegensatz zu den beiden italienischstämmigen Eleonoren, spanische Kultur (Theater u.ä.) am Hof dauerhaft zu etablieren.

Josef Johannes Schmid beleuchtet die dritte Ehefrau von Kaiser Leopold I., Eleonore Magdalena von der

Pfalz. Sie galt nicht als glänzende Partie und war bereits einmal zugunsten von Claudia Felicitas von Tirol, der zweiten Gemahlin Leopolds, abgelehnt worden. Die Hochzeit fand ohne großen Pomp in Passau statt. Auf ihr lastete die Verantwortung, den lang ersehnten Thronfolger zu gebären. Innerhalb von 14 Jahren brachte sie zehn Kinder zur Welt, von denen sieben das Erwachsenenalter erreichten – unter ihnen die späteren Kaiser Josef I. und Karl VI. Ihre persönliche Frömmigkeit war stark ausgeprägt und entsprach damit den Anlagen ihres Gemahls. Es gelang ihr, Leopold I. quasi als Privatsekretärin in der Regierungsarbeit zu unterstützen und dabei die Interessen ihrer Herkunftsfamilie zu befördern. Nach dem Tod ihres Gemahls verlor sie während der Herrschaft ihres Sohnes Josef an politischem Einfluss, da dieser dem Haus Neuburg fast mit Hass gegenüberstand. Nach dessen Tod übernahm sie für ihren Sohn Karl IV. vorübergehend die Regentschaft, als sich dieser noch in Spanien aufhielt.

Die beiden Welfen-Kaiserinnen, Amalia Wilhelmina (verheiratet mit Josef I.) und Elisabeth Christine (verheiratet mit Karl VI.) stellt Michael Pölzl in seinem Beitrag gemeinsam vor. Nach einem knappen Exkurs über die komplexe Geschichte der Welfendynastie im 17. Jahrhundert gibt der Autor einen Überblick zur Quellenlage und Forschungsgeschichte. Elisabeth Christine musste für die Heirat konvertieren, was immer zu Vorbehalten führte. Beide Fürstinnen konnten die männliche Thronfolge nicht sichern. Probleme der Rangordnung, die ab 1713 durch drei in Wien lebende Kaiserinnen (2 Witwen) entstanden, löste Karl VI. durch eine modifizierte Damen-Rangordnung. Durch die Affären ihres Gemahls Josef I. verlor Amalia Wilhelmina deutlich an politischem Einfluss. Nach dem frühen Tod von Josef I. wurde nicht sie, sondern ihre Schwiegermutter als Regentin bestimmt, bis Karl VI. in Wien eintraf. In Barcelona übernahm in der Zwischenzeit Elisabeth Christine für ihren Gemahl die Regentschaft, bis feststand, dass Spanien an die Bourbonen fallen sollte. Amalia Wilhelmina zog sich als Witwe in das von ihr gestiftete Salesianerinnen-Kloster zurück, in dem sie sich einen Palastteil errichten ließ. Elisabeth Christine lebte als Witwe weiter in der Hofburg.

Maria Amalia, die jüngste Tochter von Joseph I. heiratete den bayerischen Thronfolger und späteren Kaiser Karl VII. Britta Kägler rückt ihre Stellung am

Münchener Hof und ihre politische Einflussnahme als Kaiserinwitwe in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen. Vor ihrer Heirat musste Maria Amalia, um künftige Erbstreitigkeiten zu vermeiden, auf Grund der Pragmatischen Sanktion auf ihre Erbansprüche verzichten. Sie hatte keine Probleme, sich am Münchener Hof zu behaupten, obwohl sie ihr cholerischer Gemahl zuweilen auch öffentlich misshandelte. Nach der Geburt eines Thronfolgers konnte sie manchmal an Ratssitzungen teilnehmen. Nach dem Tod ihres Onkels, Karl VI., wurde ihr Mann als Karl VII. zum Kaiser und sie zur Kaiserin gekrönt. Sie war die letzte Kaiserin, die auch gekrönt wurde. Auf die politischen Entscheidungen ihres Sohnes hatte sie durchaus Einfluss und übernahm bei seiner Abwesenheit weitreichende Regierungsbefugnisse (S. 205).

Maria Theresia, die im Artikel von Bettina Braun behandelt wird, fällt im Umfeld der hier vorgestellten Kaiserinnen natürlich aus dem Rahmen. Als Thronfolgerin in den habsburgischen Ländern stellte sich in ihrem Fall die Frage nach Herrschaftspartizipation nicht. Im Beitrag von Braun geht es vielmehr darum, wie weit sie ihren Gemahl (Franz Stephan) bzw. ihren Sohn (Joseph II.) an ihrer Herrschaft teilhaben ließ. Für ihre Regierungszeit war es wichtig, dass die Kaiserwürde wieder nach Österreich und an ihren Mann, als Franz I., und später an ihren Sohn kam.

Die letzte Kaiserin des Heiligen Römischen Reichs war Marie Theresese von Neapel-Sizilien, zweite Gemahlin von Franz I./II. Ellinor Forster weist auf umfangreiches Quellenmaterial hin, das allerdings wenig Licht auf ihre Stellung als Kaiserin wirft. Eine offizielle Krönung fand für sie in Frankfurt nicht statt, allerdings wurde sie sowohl zur Königin von Ungarn als auch von Böhmen gekrönt.

Barbara Stollberg-Rilinger gibt einen Überblick über die Forschung zur Frauengeschichte im Zusammenhang mit Politikgeschichte und meint: „Reichsgeschichte ist immer noch primär Männergeschichte, nur als Akzidenzien kommen die Kaiserinnen hinzu“ (S. 245). Sie stellt fest, dass frühneuzeitliche Politik in erster Linie dynastische Politik war und die Eheschließungen „Knoten im politischen Netzwerk“ darstellten.

Wie weit der Handlungsspielraum einer Kaiserin tatsächlich reichte, hing von verschiedenen Faktoren ab. Einige davon konnten die AutorInnen dieses Sammelbandes in ihren Aufsätzen darlegen.

In allen Beiträgen gelingt es, trotz der immer wieder betonten mangelhaften Forschungslage, die Fürstinnen anschaulich darzustellen. Es ist zu hoffen, dass LeserInnen, angeregt durch die Lektüre dieses Tagungsbandes, einige der wenig bekannten Kaiserinnen durch vertiefende Forschungen ausführlicher beleuchten. Einen Anreiz dafür bietet eindeutig das vorliegende Buch.

Renate Schreiber (Wien)

Martina Jandlová Sošková: The National Gallery in Prague. German and Austrian Paintings of the 17th century. Illustrated Summary Catalogue, Prag: National Gallery 2015, 215 S., ISBN 9788070355947.

Der vorliegende Katalog der Gemälde der deutschen und österreichischen Schule – oder vielmehr der Werke in Zusammenhang mit Deutschland und Österreich stehender Künstler – der Nationalgalerie in Prag basiert auf der 2008 an der dortigen Karls-Universität abgeschlossenen Dissertation von Martina Jandlová Sošková, die durch ein Stipendium von Dr. Alfred Bader gefördert wurde. Bei der 2015 erschienenen Publikation handelt es sich um den nunmehr siebten Band, der den Beständen dieses Museums gewidmet ist. Eine Abhandlung zu den Gemälden der deutschen und österreichischen Schule des 14. bis 16. Jahrhunderts wurde bereits 2007 veröffentlicht.

Die Publikation gliedert sich in drei Teile, wobei der erste jenen Gemälden vorbehalten ist, deren Urheber bekannt sind oder die in konkreter Verbindung – etwa in Form von Kopien – zu anderen Werken stehen und somit dem Umfeld eines Meisters zuzuordnen sind. Der zweite Abschnitt behandelt Werke unbekannter Künstler, während der dritte Teil Ergänzungen zu den Katalogen flämischer und holländischer Meister enthält. Abgerundet wird der Band durch abschließende Tabellen und Verzeichnisse, beispielsweise zur Konkordanz der Inventarnummern, zu früheren Eigentümern und Eigentümerinnen sowie zu restituierten Objekten.

Die einzelnen Einträge umfassen technische Angaben, Angaben zu Provenienz und archivalischen Quellen, ein in vielen Fällen sehr umfangreiches Literaturverzeichnis, bei dem Kernaussagen jeweils in Klammer hintangestellt sind, einen Katalogtext

sowie abschließend Hinweise auf etwaige weitere Versionen und Kopien. Im Vergleich zu diesen umfassenden Angaben muten die Erwähnungen der Restaurierungen oftmals sehr knapp an. Auch wenn in Bezug auf jene älteren Datums vielleicht keine ausführlichen Dokumentationen vorliegen, so wäre es durchaus interessant, welche Maßnahmen gesetzt wurden (Doublierungen, Firnisabnahmen, Ausmaß der Retuschen etc.). In diesem Zusammenhang wären auch Anmerkungen zu den jeweiligen Rahmen wünschenswert; insbesondere dann, wenn es sich um alte oder vielleicht sogar originale Exemplare handelt.

Insgesamt war auch die Autorin dieser Publikation mit der Problematik konfrontiert, was als „deutsch“ oder „österreichisch“ zu klassifizieren ist. Einmal mehr zeigen sich die Problematik der Grenzziehung in Bezug auf künstlerische Schulen sowie das immer wiederkehrende, für künstlerischen Austausch, heute mitunter aber auch für Verwirrung sorgende Phänomen der Migration von Malern, aber auch Vertretern anderer Metiers. Die in der Einleitung dargelegten Kriterien zur Auswahl scheinen jedoch schlüssig und wurden konsequent angewandt.

Die Sammlungspolitik der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeichnet sich in vielen Ländern Europas – insbesondere wohl in den nach dem Zusammenbruch des Habsburger-Reiches entstandenen Staaten – durch gewisse nationale Tendenzen aus (man denke etwa an die Eröffnung des Österreichischen Barockmuseums im Jahr 1923). Daher erscheint es wenig überraschend, dass man sich in Prag insbesondere um den Erwerb von Gemälden eines Hans von Aachen bemühte. Die Zuschreibung einiger zum Ankaufszeitpunkt diesem Künstler zugeordneter Werke musste im Verlauf späterer Jahrzehnte korrigiert werden. Derartige Vorgänge sind für Museen ohne Zweifel mit Verlusten verbunden, können aber *vice versa* auch zum Ansehen der jeweiligen Künstlerpersönlichkeit beitragen, indem Kopien und im Schülerkreis verankerte Werke von deren Wertschätzung zeugen. In der jeweils zu den Gemälden angeführten Bibliografie werden diese Veränderungen in der Zuschreibung in Klammer hintangestellt und vermitteln so einen knappen, leicht zu überblickenden Forschungsstand. Ein Beispiel sei an dieser Stelle herausgegriffen: Die nunmehr einem Schüler zugeschriebene Darstellung des toten Christus, der

von zwei Engeln beweint wird (Kat. Nr. 5), wurde 1922 als eigenhändige Arbeit von Hans von Aachen erworben. Tatsächlich basiert sie jedoch auf einer Schöpfung des Künstlers, die in derzeit zwei – wenn auch in Material und Format sehr unterschiedlichen – anerkannten Fassungen von seiner Hand vorliegt, von denen sich die eine im Stift Kremsmünster (Öl auf Marmor, 16,5 x 22 cm), die andere im Château Grignan (Öl auf Leinwand, 132 x 202 cm) befindet. Am Ende des Eintrags werden vier weitere Kopien respektive Variationen angeführt, wobei an dieser Stelle Soškovás Ausführungen um eine bislang unbekannte Variante in Privatbesitz zu ergänzen sind (Öl auf Metall, 21,7 x 29,7 cm, Abb. 1).

In einem weiteren Fall kam es wenige Jahre nach dem Ankauf zu einer interessanten Wende: Bei einem Gruppenbildnis (Kat. Nr. 60), das 1993 als Werk von Karel Škréta erworben wurde, kam es im Zuge einer diesmal genauer geschilderten Restaurierung auch zu einer eingehenden kunsthistorischen Untersuchung. Die Autorschaft wurde einer Korrektur unterzogen, und mittlerweile firmiert das Werk als Selbstporträt von Tobias Pock mit seiner Familie. Fälle wie dieser zeigen auf, dass in Bezug auf die Malerei des 17. Jahrhunderts in Mitteleuropa noch einiger Forschungsbedarf besteht.

Ein aus der Sammlung Nostitz stammendes Gemälde wiederum ist von Nicolaus Knüpfer (auch: Knupfer) signiert (Kat. Nr. 46), zeigt aber offensichtlich, dass dieser hier gemeinsam mit einem Kollegen arbeitete, der die landschaftliche Kulisse für die figürliche Szenerie geschaffen hat. Im vorliegenden Band wird für diesen Anteil – unter Berufung auf einen Katalogeintrag von Michael Rode von 1997/98 – Willem de Heusch genannt.¹ Dies wurde allerdings bereits von Jo Saxton, der Verfasserin der leider schwer verfügbaren Monografie zu Knüpfer, in Frage gestellt.² Dementsprechend scheint es schlüssiger, den Schöpfer der Landschaftskulisse bis auf weiteres anonym zu belassen. Mit diesem Künstler ist auch ein Extrempunkt in Bezug auf den Rahmen des Katalogs erreicht, denn trotz seiner Herkunft aus Leipzig wird Knüpfer gemeinhin doch eher als der holländischen Schule zugehörig erachtet.

Spannend sind aus heutiger Perspektive auch die akribischen Angaben zur Provenienz, die in vielen Fällen als wertvoller Beitrag zur adeligen Sammlungskultur zu werten sind. Diesbezüglich sind insbesondere die



1 Nach Hans von Aachen, Engelspietà, Privatbesitz (Foto: Verfasser).

zahlreichen Objekte aus den Kollektionen der Grafen Nostitz sowie der Grafen Thun zu erwähnen. Es hat als äußerst positiv zu gelten, dass die durch die politisch mitunter brisanten Zeiten des 20. Jahrhunderts oftmals unfreiwilligen Besitzerwechsel nicht verschwiegen, sondern als nunmehr unauslöschlicher Teil der individuellen Geschichte der Objekte dokumentiert werden.

Insgesamt hat das Bestreben der Nationalgalerie in Prag, ihre Bestände durch fundierte, möglichst genau recherchierte Kataloge zu publizieren, als vorbildlich zu gelten. Für derartige Bände bedarf es auch ausreichend Zeit, um die einzelnen Fragestellungen entsprechend reflektieren und auch diskutieren zu können. Während solche Vorhaben in anderen Ländern derzeit als zu zeitraubend bis anachronistisch erachtet werden, zeigt gerade der hier vorgestellte Band, dass es notwendig ist, auch lange bekannte Fälle neu aufzurollen.

Georg Lechner (Wien)

Anmerkungen

- 1 Joaneath Ann Spicer/Lynn Federle Orr (Hg.): *Masters of Light. Dutch Painters in Utrecht during the Golden Age* (Ausst.-Kat. Fine Arts Museum, San Francisco; Walters Art Gallery, Baltimore; National Gallery, London), New Haven: Yale University Press 1997, S. 304–307, Kat. Nr. 56.
- 2 Jo Saxton: *Nicolaus Knupfer. An original artist. Monograph and catalogue raisonné of paintings and drawings*, Doornspijk: Davaco Publishers 2005, S. 133 f., Nr. 39.

Juliusz A. Chrościcki/Mark Hengerer/Gérard Sabatier (Hg.): *Les Funérailles princières en Europe, XVI^e–XVII^e siècle. Tome 3, Le deuil, la mémoire, la politique*, Versailles: Centre de recherche du Château de Versailles 2015, 440 Seiten, ISBN 978-2-7535-4075-0.

Der Kolloquiumsband ist der letzte von drei Kongreßakten zur europäischen höfischen Bestattungskultur. Sie sind Ergebnis einer Zusammenarbeit zahlreicher internationaler Universitäten, kunsthistorischer Institute sowie Museen.

Zum ersten Mal werden hier die höfischen Bestattungszeremonien der Neuzeit im europäischen Kontext in historiographischer Perspektive behandelt: wollte der erste Band die Rituale und Grablegungen sowie die dazugehörigen Zeremonien der verstorbenen adeligen Familienmitglieder analysieren, konzentrierte sich der zweite Band insbesondere auf die als dauerhaft oder ephemer konzipierten Grabmäler. Das letzte Kolloquium der Reihe nahm sich vor, den politischen Aspekt solcher Bestattungsrituale auszuleuchten. Denn die Rituale und die bildkünstlerischen Inszenierungen zielten weit über den traditionellen oder religiösen Kontext und die Funktionen persönlicher und familiärer Trauer hinaus. Ihre Konzeptionen, die auf den öffentlichen Diskurs zielen, demonstrierten und befestigten indirekt die Macht des jeweiligen Königshauses. So lautet die Grundthese des Kolloquiums: gerade der Tod der Prinzen und Prinzessinnen kann Dynastie, Staat und Gesellschaft zutiefst prägen, indem er zum Gesprächsthema wird. Besondere Bedeutung kommt hierbei der initialen Kommunikation zu, sozusagen den Überbringungsmethoden, und es geht dabei um die Frage, die Ausformulierungen und die Einflüsse der Nachricht auf die öffentliche Wahrnehmung zu erforschen: wie konnten solche zunächst sprichwörtlich „einzigartigen“ Ereignisse zu groß-medialen und mediatisierten Massenphänomenen werden? Diese pompös inszenierten Begräbnisse zogen nicht nur adelige Teilnehmerinnen und Teilnehmer, sondern weite Teile der Bevölkerung an und sorgten bis weit über das Ereignis der Bestattung für Gesprächsstoff. Analysiert werden soll, wie höfische Bestattungen ihren Platz in der öffentlichen Meinung und ihrem Gedächtnis gefunden haben.

Bemerkenswert ist die Variabilität der hier zu

beobachtenden Mechanismen. Die Nachricht vom Tode des Herrschers wurde jeweils ebenso verschieden übermittelt wie die Aufnahme der Nachricht bzw. das Interesse am Ereignis unterschiedliche Charakterzüge aufweist. Wesentlicher Faktor für die spezifische Ausprägung scheint der Adressat, dessen Abstammung und Status. Ein Höchstmaß an Interesse an der Nachricht vom Tod des Regenten ist vor allem den konkurrierenden Prinzen oder Adelshäusern zuzusprechen, da hier unmittelbare Auswirkungen für die Frage nach Status und Macht, familiäre oder diplomatische Konsequenzen zu erwarten sind. Mehr aber war den Veranstaltern daran gelegen, zunächst in Erfahrung zu bringen, *woraus* denn die Bestattungsrituale bestanden (öffentliche Zurschaustellung, Sonderbehandlung des leiblichen Körpers...) oder *wie* die Würdigung ihren konkreten Ausdruck fand, zumal sich hier Traditionen zwischen Nachahmung und Distanznahmen festigen oder modifizieren. Wie mit dem Band deutlich gemacht werden kann, wurde in Frankreich das Ableben eines Fürsten meistens mit den Berichterstattungen der Entsandten oder mit kurzen Depeschen behandelt; für den habsburgischen Einflußbereich und also auch in der Mehrzahl der deutschen Fürstentümer wurde das Ereignis hingegen durch die Anfertigung ausführlicher und in der Regel kostbarer „Trauerbücher“ verhandelt (siehe Friedrich Polleroß' Beitrag, „La gravure et la diffusion de la mort des Habsbourg, XVI^e–XVII^e siècle“). Auch der Herzog von Lothringen entschied sich für diese aufwendige Art der Übermittlung, wie Philippe Martin in seinem Aufsatz „Une stratégie éditoriale: publier les funérailles de Charles III de Lorraine“ darlegt. Doch die *raison d'état* führte in manchen Fällen auch zum genauen Gegenteil: beim brutalen Anschlag auf Heinrich IV. flossen ausschließlich faktische Elemente des Ereignisses in die Berichterstattung ein, wohl auch um Unruhen in der Bevölkerung vermeiden zu helfen (Michel Cassan, „L'annonce de la mort d'Henri IV dans le royaume“).

Dieser Beitrag leitet bereits über, von einer Analyse der sozial horizontalen Verbreitung und Aufnahme des Ereignisses zu den Phänomenen einer vertikalen Rezeption, wenn ein weiterer Aspekt der Beiträge des Bandes sich den mit den öffentlichen Trauerfeierlichkeiten zutage tretenden Beziehungen zwischen den Herrschern und ihren Untertanen widmet. Das

gelingt besonders anschaulich mit den Beiträgen zu den spanischen und portugiesischen Reichen. Doch das Verdienst des Bandes ist sicherlich die breit angelegte Perspektive, innerhalb der nahezu alle europäischen Großreiche Berücksichtigung finden: nicht nur Spanien und Portugal samt ihrer mittel- und südamerikanischen sowie asiatischen Kolonien, sondern auch Großbritannien, Frankreich, das Rußland der Zaren und nicht zuletzt das in sich zerstrittene und daher mit einer Vielzahl von Repräsentanten auftretende Römische Reich. Mit der Summe seiner Fallstudien vermittelt der Band einen tiefgründigen und gründlichen Überblick, der durch umfangreiche Literaturangaben untermauert wird. Zugleich gelingt es, mit den Beiträgen die grundlegenden Unterschiede in der Praxis der ProtagonistInnen prägnant vor Augen zu führen. Dienten die Bestattungen im spanischen und portugiesischen Reich dazu, das weit zerstreute Reich zusammen zu halten und den Integrationsprozess aller Bevölkerungsschichten (sei es der Adel, der Klerus oder das Volk) mit Prunk, festlichen Gottesdiensten und Grabreden voranzutreiben (siehe die Beiträge von Leonardo Carvalho-Gonçalves und Luis Javier Cuesta Hernández), läßt sich im Gegensatz dazu in Frankreich und Großbritannien eher von einer „Bürokratisierung der Gefühle“ sprechen.

Der Tod eines Herrschers konnte aber – und dies ist der Leitfaden des dritten Teils – von ausländischen Königshäusern durchaus auch innenpolitisch verwertet werden: sei es um die (familiären) Beziehungen zu pflegen, das Adelshaus näher an sich zu binden, oder um sein eigenes dynastisches Herkommen zu legitimieren. Letzteres wird eindrucksvoll von Francis B. Assaf in seinem Aufsatz „La mort de Louis XIV commémorée par le premier Bourbon d’Espagne, Madrid 1716“ herausgearbeitet: die noch junge Bourbonen-Dynastie im Königreich Spanien benötigte zu ihrer Verfestigung die „Legitimation“ durch den Verweis auf den französischen Sonnenkönig, Großvater des Duc d’Anjou, als Felipe V. König von Spanien. Philipp V. ordnete nicht nur Messen und Feierlichkeiten in Spanien, sondern auch in Mexiko an, um dadurch seine Macht auf sein gesamtes, durch den Erbschaftskrieg zerrüttetes Königreich zu beweisen und zu festigen.

Der Band schließt mit einem ausführlichen Personenindex, und die ausführliche Bibliographie ist hervorragender Ausgangspunkt weiterer Forschung.

Mathilde Heitmann-Taillefer (Paris)

□